

## In russischer Kriegsgefangenschaft

### Die Erlebnisse und Erinnerungen des Soldaten Gregor Lohmann, Märsche, Fischaugen und Sauerampfersuppe

Mein Leidensweg in die Gefangenschaft begann am 9. Mai 1945, einen Tag nach der Kapitulation. Bei Bodensack in der Weichselmündung wurden wir von russischen Soldaten entwaffnet und mussten nach Deutsch-Eylau marschieren, wo wir angeblich entlassen werden sollten. Für die Strecke brauchten wir sechs Tage; Nachtruhe fanden wir nach solchen Strapazen kaum. Die warme Verpflegung langte nicht, und erst am dritten Tag empfingen wir in Marienwerder kalte Verpflegung: zu dritt ein Brot. Schon quälte der Hunger, es sollte noch schlimmer kommen.

In Deutsch-Eylau kamen wir in ein Lager mit einem vierfachen Stacheldrahtzaun. Es war in drei durch Tore miteinander verbundene Sektionen unterteilt. Auf zwei-stöckigen Pritschen lagen wir so eng gedrängt, dass man sich kaum bewegen konnte. Hier traf ich Joseph Bornefeld von der Warendorfer Straße und Theo Kortengan aus Hoetmar. Schon bei der ersten Verpflegungsausgabe ergaben sich Drängeleien und Reibereien unter den Gefangenen. Neben mir lagen drei Panzergrenadiere aus der Hamburger Gegend, die zwei Dauerbrote und mehrere Konserven besaßen, aber keinen Krümel abgaben und so lange aufbewahrten, bis alles verdorben war. Dann sollten wir mit ihnen teilen.

Die warme Verpflegung war gut. Die Kartoffelmieten der großen Güter wurden geöffnet, jeden Tag fuhren mehrere Ackerwagen mit Kartoffeln ins Lager, und neben den Mahlzeiten konnten wir zusätzlich manches Kochgeschirr mit den Erdäpfeln zubereiten. Da schon vielen Gefangenen die Uhren abgenommen worden waren, habe ich es vorgezogen, meine Drei-Mark Taschenuhr an Polen für zwei große Kastenbrote und drei Dosen Schweineschmalz zu verkaufen.

Nach vier Wochen Dasein im Pferch führten uns die Wachen mit Hunden zum Bahnhof. Die Fahrt ging nicht nach Westen der Heimat zu, sondern nach Osten. In Insterburg mussten wir aussteigen, die Züge wurden auf die größere Spurbreite der russischen Eisenbahn umgestellt. In geschlossenen Güterwagen rollten wir in glühender Sommersonne zwei Tag in kleinen Waggons mit vierzig Personen oder in großen Waggons mit neunzig bis einhundertundzehn Mann der Sonne entgegen. Am Abend des zweiten Tages hatten wir das Ziel erreicht, durften die Wagen aber erst am nächsten Morgen verlassen.

Nach zehn Minuten Marsch erreichten wir ein Lager in Colmy bei Mogilew, Bezirk Minsk, einem ehemaligen, beim Rückzug stark zerstörten Panzerwerk, dessen Verwaltungsgebäude und eine große zugehörige Halle andere Kriegsgefangene hergerichtet hatten. Drinnen befanden sich dreistöckige Pritschen zur Aufnahme des Transports von zweitausend Mann.

Am Nachmittag wurden wir durchsucht („gefilzt“). Sämtliche persönliche Habseligkeiten nahm man uns ab; ein deutscher Obergefreiter, der sich als Lagerführer aufspielte, warf unsere Auszeichnungen in den Dreck. Wir durften nichts behalten; Nähnadel und Zwirn, alle spitzen Gegenstände, selbst spitze Bleistifte wurden fortgenommen. Zum Glück bat uns ein deutscher Lagerarzt, ihm Verbandspäckchen, Verbandsscheren und anderes Sanitätsmaterial auszuhändigen, da die Russen

nichts herausgaben, er Operationen mit der Rasierklinge ausführte und Lumpen statt Mullbinden zum Verbinden benutzen musste.

Die deutschen Altgefangenen bestahlen und betrogen uns, wo sie nur konnten. Während einer Quarantänezeit von zwanzig Tagen fanden mehrere Durchsuchungen statt. Die Schlafstellen bestanden aus blanken Brettern und dem eigenen Mantel, soweit vorhanden. Die Druckstellen der harten Hölzer spürte man noch am Abend.

An Verpflegung erhielten wir 120 Gramm Trockenbrot und 17 Gramm Zucker pro Tag. Als warme Mahlzeiten wurde an den ersten drei Tagen heißes blankes Wasser ausgegeben, danach 70 Gramm Fisch, frisch aus dem Salzfaß geholt. Dem Brunnen durfte kein Trinkwasser entnommen werden, da sonst das Wasser zum Kochen nicht gereicht hätte. Später verteilte man Suppen aus Sauerampfer, der mit der Maschine geschnitten, in Fässern eingesäuert und mit langen Grashalmen von zwanzig bis dreißig cm Länge durchsetzt war. Die Halme zog man wie einen Regenwurm aus dem Hals. Darin gekocht wurden auch die Fische. Ungereinigt vom Faß in den Kochkessel, schöpften die Essensausgeber sie in unser Kochgeschirr. Bei jedem dritten Löffel fand man ein Fischauge, manchmal den ganzen Fischkopf. Oft haben wir das Fressen unserer Schweine zuhause, durchgedrehte Kartoffeln mit Mehl, uns auf unsern Tisch gewünscht. Der Hunger ließ uns keine Wahl.

Nach den zwanzig Quarantänetagern verlegten die Russen mich in den halbfertigen massiven Steinbau eines Nebenlagers. Die Pritschen waren zweistöckig mit Strohunterlage, die Fenster mit Brettern zugenagelt, in der Mitte eine kleine undurchsichtige Scheibe mit Stacheldraht. Da der zweite Raum noch nicht bezugsfertig war, lagen wir zusammengefercht eng aneinander zwischen den Randbrettern.

Zur Holzverarbeitung wurde ich einem Waldkommando zugeteilt. Die Posten verhielten sich nachsichtig und großzügig. Wie die Gefangenen tauschten sie die nicht verzehrten Fische in einem nahe gelegenen Dorf gegen Kartoffeln ein.

Das im Wald geschlagene Holz wurde zusammengetragen, auf LKW verladen, in Mogilew in einem Sägewerk zu Kolben und Brettern verarbeitet und zu einem Gelände gefahren, auf dem zehn große Hallen für Verpflegung und Bekleidung erstellt wurden. Die Hallen waren noch nicht fertig, da fuhren schon die ersten LKW mit Waren vor. Jeder Gefangene versuchte, sich an den Vorräten zu bedienen, sei es an der Verpflegung oder an der Bekleidung, um die Artikel entweder selbst zu nutzen oder an die Bevölkerung weiterzuverkaufen, bei der sie reißen den Absatz fanden. Eine weiße, pelzübergene Wintermütze brachte mir fünfundvierzig Rubel ein.

Bis November blieben wir in einem Zeltlager, um einen Windbruch zu räumen. Die Stämme wurden zu Bauholz, Bahnschwellen und Brennholz verarbeitet. Der Abfall, Äste und Kleinholz, wurde aufgeschichtet und verbrannt. Die Bevölkerung durfte nichts fortnehmen. Die Posten machten es sich bequem, setzten am ersten Tag ihre Gewehre an einer Stelle ab und holten sie am letzten Tag wieder ab, und ließen die Gefangenen den ganzen Tag über unbeaufsichtigt. Abends gingen sie zum Dorf.

Zum Wasserholen mussten auch die Deutschen zum ein Kilometer entfernten Dorf. Als ich am ersten Abend mit einem Kameraden diese Aufgabe übernahm, packte ich drei Stück Seife zum Eintauschen gegen Esswaren ein. Einige junge Mädchen führten uns in ihr Wohnhaus, wo die Mutter saß, und wir mussten von Deutschland erzählen. Zwei waren in Deutschland gewesen. Sie wären lieber heute als morgen wieder hingefahren, so gut hatte es ihnen dort gefallen. Für die Seife erhielten wir ein verhältnismäßig gutes Essen, einen Korb Kartoffeln, Gurken und etwas Gemü-

se. Wir sollten am nächsten Abend wiederkommen, da die Zeit drängte.

Später fuhren wir mit Pferd und Wagen zum Wasserholen. Auf Anregung der Posten beluden wir den Wagen mit Holz und tauschten dafür Kartoffeln, Gemüse und Eier ein; eine Holzfuhre brachte einen großen geflochtenen Korb Kartoffeln ein; die anderen Nahrungsmittel liefen als Dreingabe. Es war wirklich eine schöne Zeit, die wir hier in der Gefangenschaft verbringen durften. Im November verlegten wir dann zurück ins Lager und marschierten jeden Morgen fast drei Kilometer zu einem anderen Waldabschnitt.

Anfang März ereignete sich ein Unfall. Zu dieser Zeit fuhren LKW uns zur Arbeitsstelle. Der Fahrer, Peter, nahm eine Rechtskurve so schnell, dass alle dreißig Mann gegen die Bordwand gedrückt wurden. Die Verschlüsse rissen ab, und die meisten Insassen fielen auf den Boden. Ich fiel auf den Rücken, auf mein Kochgeschirr. Es wurde plattgewalzt wie eine Zeitung. Der Rücken schmerzte sehr, und drei Tage lang konnte ich nicht arbeiten. Sieben Mann wurden sofort ins Lager zurückgefahren, da auf der Ladefläche unser Werkzeug, Beile, Äxte und Sägen, rasiermesserscharf, gelegen hatte und Verletzungen verursachte.

### **Schlamm, Wanzen und Fußtritte**

Mitte März, an einem Sonntag erschien im Lager eine Kommission und suchte einhundertundfünfzig junge Männer aus, darunter auch mich. Am selben Tag noch wurden wir mit LKW ins Hauptlager transportiert. Es hieß, wir sollten einen kurzen Arbeitseinsatz an der Rollbahn Moskau-Minsk leisten. Bei der Leibesvisitation (Filtration) verloren wir alle im Laufe der Zeit erworbenen und gesammelten kleinen nützlichen Dinge des Alltags, und dann dampfte der Zug nach Kolotsch, 135 km vor Moskau, Ankunft am 4. April 1946. Vom Bahnhof zur Rollbahn waren es sieben Kilometer. Drei LKW standen bereit, nahmen so viele mit, wie sie befördern konnten; der Rest der Männer musste zunächst laufen, bis die LKW zurückkehrten und sie einsteigen konnten. Verpflegung für vier Tage wurde am Bahnhof gefasst und mitgeschleppt. Der Weg führte zu einer zwanzig Meter langen demontierten Brücke über einen reißenden Fluss, der nun auf Balken und Bohlen zu überqueren war. Jedesmal konnte nur ein Mann mit seiner Verpflegung, stellenweise auf allen Vieren kriechend, den Behelfssteg begehen. So dauerte der Übergang stundenlang. Die Säcke mit der Verpflegung, Trockenbrot, trockene Kartoffeln, Fische und andere Esswaren, wurden uns abgenommen. Der weitere Weg war völlig verschlammt; daher suchte jeder für sich feste Stellen, um nicht im Schlamm zu versinken.

Zu je fünf Mann kamen wir im Lager an, wurden wieder durchsucht und erschrecken über das, was wir sahen. Das Lager hatte früher als Unterbringung für russische Zivilgefangene gedient. Dicker braunroter Lehm bedeckte den Boden, bis an die Knöchel sank man ein. Die Unterkunftsbaracken standen drei viertel in der Erde und sammelten das Wasser wie in einem Brunnen. Um nicht zu ertrinken, musste immer wieder Wasser ausgeschöpft werden. Die Baracken waren aus Rundhölzern gebaut, das Dach bestand ebenfalls aus Stämmen, die mit Erde überdeckt und mit Teer übergossen waren. Im Sommer wurde der Teer flüssig und lief herunter auf den Boden und musste deshalb ein- bis zweimal erneuert werden.

Die ersten Nächte schlief ich auf fünf armdicken Rundhölzern, da nicht genügend Bretter vorhanden waren. Morgens fühlte ich mich wie gerädert. Aber die schlimmste Plage folgte erst noch. Acht bis vierzehn Tage nach unserem Einzug wurden die Wanzen lebendig. Zu Tausenden saßen sie in den Spalten der trockenen Ständer – eine Wanze kann sieben bis acht Jahre ohne Nahrung überleben. Von Tag zu Tag

wurden es mehr, in ganzen Geleitzügen zogen sie nachts aus und überfielen uns. Am Morgen stand man mit dicken Augen, Armen und Beinen auf. Das vollständige Einrollen in eine Decke nutzte nichts. Schließlich veranstalteten wir regelrechte Jagden mit selbstgefertigten Leuchten aus mit Kerosin gefüllten Konservendosen und einem Docht. Angezündet rauchte es wie ein Fabrikschornstein. Das Material entwendeten wir den Russen. Die Folgen des starken Qualms war ein schwarzer Mundausswurf. Wir glaubten, zugrunde zu gehen und die Heimat nie wiederzusehen. Dazu kamen die schwere Arbeit in einer Kiesgrube und eine Kost, die zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel bot. Wer sich nicht zu helfen wusste und die Russen nicht nach Strich und Faden bestahl, konnte kaum überleben.

Als die Saisonarbeit im Mai-Juni begann, sollten wir acht Stunden ohne Essenspausen ununterbrochen durcharbeiten. Das war unmöglich und änderte sich schnell, da niemand mehr arbeiten wollte (konnte). Selbst Fußtritte, Schläge und Stöße mit dem Gewehrkolben zeigten keine Wirkung.

Meine Brigade zählte elf Mann. Während des Sommers bereiteten wir Teer zu: Teer losschlagen, durchhacken, aufladen, forttragen und Kessel reinigen. Wir hatten gut gearbeitet und fuhren zur Belohnung zu einem Kartoffelkommando nach Roslawl.

### **Kapusta, Kartoffeln und Waldarbeit**

Nach unserer Ankunft in Roslawl, zwanzig Kilometer vor Smolensk, am 2. Oktober 1946, nach zweieinhalb Tagen Fahrt im LKW verluden wir nicht Kartoffeln, sondern Kapusta (Weißkohl). Der Kohl lagerte achthundert Meter von unserem Quartier und wurde von uns Tag und Nacht bewacht. Untergebracht waren wir in einer Baracke neben einem Kartoffelbunker, in dem vierundzwanzig Stunden durchgehend verladen wurde. In Arbeitspausen gingen wir hinüber, halfen für ein oder zwei Stunden und konnten einige Körbe mit Kartoffeln in unser Quartier schaffen. Mit einem Posten und einem Natschalnik (Aufpasser) kochten wir zu jeder Mahlzeit morgens, mittags und abends drei Zinkeimer mit kleingeschnittenen Kartoffeln. So hatten wir genug zu essen. Gedanken an Flucht plagten uns nicht. Als das Kommando nach vier Wochen endete, sahen wir blendend aus; in Wirklichkeit waren unsere Gesichter nur aufgedunsen.

Zurück im Lager bürdeten uns die Leiter schwerste Waldarbeit auf. Einhundertundzwanzig bis einhundertundfünfzig Mann schlugen jeden Tag Bau- und Langhölzer, die wir zu je neun Mann zusammentrugen, aufstapelten und zu denen wir Wege für den Abtransport durch LKW anlegten. Die Stämme waren 6 m bis 8.50 m lang, hatten am Kopfende einen Durchmesser von 25 cm bis 30 cm; der schwerste Stamm wies einen Durchmesser von 33 cm auf und war 8.50 m lang. Der tiefe Schnee und die im Schnee verborgenen Äste bildeten eine ständige Gefahr beim Wegtragen. Man konnte leicht einsinken und fallen, aber da jeder sich auf den anderen verlassen konnte, blieben schwere Verletzungen aus.

Im Frühjahr erledigten wir Vorarbeiten für den Straßenbau. Im vorhergehenden Sommer hatten wir unser Lager nach Feierabend durch Anlegen von Blumenbeeten, Rasenflächen, Birkenzäunen und Anpflanzen kleiner Bäume gestaltet. Das machte sich nun bezahlt, als alles grünte und blühte.

### **Brückenbau im Winter**

Am 19. September 1947 wurde ich nach Kalomski umquartiert, am Kilometer 174

der Rollbahn. Dieser Winter lieferte einen Vorgeschmack der Vorhölle. Morgens marschierten wir drei Kilometer bis zur Brücke 177. Kälte, Schnee, Glatteis, Regen begleiteten uns ständig. Die Brücke war noch im Bau und sollte Ende Dezember, Anfang Januar fertig sein. Erst im Spätsommer war ein Widerlager gegossen worden, der Beton aber noch nicht trocken. Jeden Tag sägten wir Holz und unterhielten am Widerlager Feuer, damit der Beton trocknete. Mehr und mehr Zimmerleute trafen ein, um die Verschalungen für das andere Widerlager und zwei Zwischenpfeiler zu errichten. Nach Erledigung dieser Arbeit, bauten die Russen auf der Straße eine kleine Fabrik, um den Beton an Ort und Stelle herzustellen. Sand, Steine, Kies, Zement und Holz wurden in riesigen Mengen angefahren; Sand, Steine, Kies in große Behälter gefüllt und beheizt, mit großen Schubkarren zur Mischmaschine befördert und heißes Wasser zugesetzt. Der fertige Beton wurde mit Schubkarren an die Verschalung gebracht. In ihnen standen einige Leute und stampften den Beton fest. War ein Pfeiler fertig, legte man einen Ruhetag ein. Die frisch gegossenen Pfeiler deckten Arbeiter mit Sägespänen ab und sorgten mit Feuer, dass sie nicht einfroren.

## **In Moskau**

Ich wog noch 55 bis 57 Kilo, als ich nach Moskau kam, und das besagt wohl alles, nähere Erläuterungen völlig überflüssig. Dort arbeitete ich in einer Betonfabrik. Mit Steinen und Zement beladene Waggons waren zu entladen. Um einen großen Waggon, einen sechzig Tonner, zu leeren benötigten sechs bis acht Mann immer fünf bis sieben Stunden; meistens war der Zement noch so heiß, dass man nicht lange darin stehen konnte. Die Kleidung band oder schnürte man am Körper fest, oder man arbeitete mit bloßem Oberkörper.

Drei LKW fütterten die Steinbrecher, die ihr riesiges Maul aufrissen und in kurzer Zeit alles verschlangen und zerkleinerten. Sie liefen bis 2.00 Uhr nachts. Untergebracht waren wir in einem Lager für zweihundert Mann in Baracken mit dreistöckigen Pritschen und feuchten Strohsäcken, mit Sägespänen gefüllt. Die in der oberen Ebene liegenden Männer waren schweißgebadet, diejenigen, die unten schliefen, zitterten vor Kälte.

Von hier aus ging ich zum ersten Mal Betteln. Zu den nächsten Wohnungen waren es siebenhundert Meter, und länger als dreißig bis vierzig Minuten durfte man nicht abwesend sein, man musste sich daher beeilen. Die Ergebnisse waren unterschiedlich. Manchmal hatte ich schon nach zehn Minuten genügend Esswaren für einen Tag, etwa zwei Kilogramm, gesammelt, manchmal dauerte es etwas länger. Mit leeren Händen verließ man von einhundert Familien höchstens eine oder zwei, und die bedauerten noch, dass sie uns nichts geben konnten, weil sie noch nicht eingekauft hatten. Die günstigste Zeit zum Betteln lag morgens zwischen 10.30 Uhr und 11.00 Uhr und in den ersten Nachmittagsstunden. Für die Männer der zweiten Schicht (18.00 Uhr bis 2.00 Uhr) erwies sich die Zeit von 20.00 Uhr bis 22.00 Uhr als vorteilhaft. Als ich in der zweiten Schicht arbeitete, nahm ich stets einen Stamm Holz mit, den ich für fünf bis zehn Rubel je nach Qualität verkaufte – ein Kilogramm Brot kostete 3.70 Rubel.

Zu Ostern 1948 zogen 165 Mann fort ins Hauptlager, und 131 konnten bleiben zusammen mit einem Koch, Schneider, Schuster, Schreiber und Lagerführer. Wir feierten ein schönes Osterfest und einen angenehmen 1. Mai; es gab Kuchen und Pudding und Speisen, von denen wir sonst nicht zu träumen wagten.

## **Großeinsatz beim Straßenbau**

Am 3. Mai bezogen wir ein Zeltlager, achtzig Meter gegenüber dem Hauptlager. Eine sechs Kilometer lange Straße war auf eine Fahrbahn von vierundzwanzig Meter zu verbreitern und eine hölzerne Eisenbahnbrücke durch eine Betonbrücke zu ersetzen. Eintausend Kubikmeter Erde mussten bewegt werden; 70 % davon durch Menschenkraft. Die neue Brücke war 36 m lang und 32 m breit. Gearbeitet wurde an ihr in drei Schichten, in der ersten waren 280, in der zweiten 220, in der dritten 100 Mann eingesetzt. Eine ABS (Asphalt-Beton Sawod-Fabrik) lieferte das Material. In Riesenmengen schaffte man Steinbrocken heran, die nur von drei bis vier Mann zu bewegen waren und mit Steinhämmern verkleinert wurden – Schwerstarbeit. Tag und Nacht rollten die Waggons mit Steinen, Zement und Holz an und mussten entladen werden. Wenn der Tag nicht reichte, wurde Nacharbeit angesetzt. Am nächsten Morgen begann pünktlich wieder die Tagesarbeit.

An der Straße arbeiteten zwei Schichten von dreihundert bis dreihundertfünfzig und zweihundert Mann. Siebzig bis achtzig LKW lieferten fortlaufend Steine und Erde an, die von der Straße fortzuschaffen waren. Als die ersten einhundert Meter Strecke fertig waren, wurden Bordsteine gesetzt und das Betonieren begann. Da wir uns einarbeiten mussten, war der Fortgang der Arbeit zunächst schleppend, aber schließlich fertigten wir siebzig Meter am Tag. Die Betondecke war vierundzwanzig Zentimeter stark, in Feldern von zehn Metern mal sechs unterteilt, um Ausdehnungsspielraum zu geben. Meine Arbeit war die schwerste: das Auslegen des Betons. Immer je vier Mann arbeiteten in drei Gruppen, und wenn wir in Verzug gerieten, kam eine vierte dazu. Einhundert LKW luden täglich ihre Betonmasse den ganzen Sommer über ab, bis der Frost einsetzte, aber da war die Straße auch fertig. Uns war erzählt worden, wir könnten nach Hause fahren, wenn die Straßenarbeiten beendet seien. Es war aber schon viel versprochen worden, daher glaubten die meisten nicht an eine Heimkehr.

An der Straße vorbeigehende Zivilisten bettelten wir an, und einige Kopeken fielen immer ab. In kleineren Münzen besaß ich des Öfteren fünf bis zehn Rubel.

## **Schmalz und Bettelbeutel**

Im Winter werkten wir in einer Autofabrik namens „Kim“, die den Opel „Kadett“ produzierte, und in einem Fleischkombinat, in dem Tausende von Kühen, Rindern und Bullen gehalten wurden.

Am ersten Sonntag auf dieser Arbeitstelle hatten wir Heu abzuladen. Am Nachmittag konnte ich um Brot betteln gehen, da die Milch pur uns nicht schmeckte. An einem anderen Sonntag regnete es so stark, dass sich niemand draußen aufhalten konnte und wir auf einem Korridor ausharren mussten. Gegen 14.00 Uhr ließ der Regen nach. Bis dahin hatten wir uns nach Essbarem umgesehen. Ich entdeckte eine viereckige Brotschüssel, gefüllt zu einem Drittel mit Schmalz. Wohin damit? Unter einem Abstelldach entdeckte ich große Pergamenttüten, in die das Fett eingefüllt und in Fässern verschickt wurde. Ich nahm eine an mich, versteckte sie unter meinem Kittel und löffelte mit der Hand den Schmalz in die Tüte. Die Hand habe ich abgeleckt und weiter gesucht. Als wir abends im Lager waren, füllten wir einen großen Topf, kochten das Schmalz und gossen es in einen anderen Topf, um den Dreck herauszufiltern. Vierzehn Tage lang konnten wir Schmalz als Brotaufstrich genießen.

Im Stadtgebiet wurde eine Straße ausgehoben – unser nächster Arbeitsplatz und eine vorzügliches Gebiet zum Betteln, da bis dahin noch keine Kriegsgefangenen dort nach Nahrung gefragt hatten. Die Posten, Kaukasier, ließen fünf gerade sein. Ein Kopfkissenbezug diente als Beutel, eine Tasche schnitt ich aus dem Mantel und befestigte in der Öffnung den Beutel. Es verging selten ein Tag, an dem ich nicht mit einer gefüllten Tasche zurückkehrte. Ich bat immer um Brot und hatte mir einen schönen Spruch zurecht gelegt: „*Drast-witsche Madka die Poschalleste nim-moschka Glebber.*“ (Guten Tag – Mama, gib mir bitte eine Kleinigkeit Brot). Mein Brigadier Willi aus Wasserkurl/Kamen, und mein Freund Alfred Röhling und ich konnten uns so zusätzlich stärken.

## **Bunkerhaft**

In einem Zelt, in dem auch die Schneider und Schuster schliefen, waren die Arbeitsanzüge für die Sommermonate gestapelt. Unter der Zeltwand her konnte man die Textilien erreichen und entwenden; die Zeit um Mitternacht war die günstigste. Am nächsten Morgen verkaufte man die Anzüge auf der Straße. In einer Nacht entwendete ich zehn Garnituren; drei nahm ich mit, die anderen versteckte ich, sie wurden mir aber gestohlen. Am nächsten Tag wurde mein ganzes Gepäck durchsucht. Man fand aber nichts, da ich die Sachen in meinem Strohsack verborgen hatte.

Jemand machte den Russen Meldung von diesem Vorfall, und abends nach Feierabend musste ich mich auf der Wache melden. Der N.K.W.D. (die politische Polizei, Anm. d. Verf.) Offizier, Wachoffizier, Lagerführer und Antifaleiter (Antifaschistischer Leiter, Anm. d. Verf.) erwarteten mich schon. Hier habe ich mich wirklich über den Lagerführer gewundert. Er war ein Satan in Menschengestalt und suchte seinen Vorteil durch Kriecherei bei den Russen. Als der N.K.W.D. Offizier mich zu fünfzehn Jahren Straflager verurteilen wollte, setzte er sich voll und ganz für mich ein. Die Tränen standen ihm in den Augen und liefen ihm die Backen herunter. Er nannte mich seinen besten Arbeiter. Sein Bitten half mir. Er machte den Vorschlag auf Anfrage des Offiziers, mich für fünf bis zehn Tag in den Bunker zu sperren. Meine Russischkenntnisse reichten aus, um der Verhandlung einigermaßen folgen zu können, und so konnte ich auf die Frage des N.K.W.D. Offiziers an mich, welche Strafe ich denn verdient hätte, antworten, fünf bis zehn Tage seien für das erste Mal streng genug. Er machte große Augen, und verwarnte mich eindringlich, nicht mehr zu stehlen. Das Urteil lautete auf fünf Tage strengen Arrest. Damit war ich gut bedient.

Der Bunker war nasskalt, und nachts hatte ich nur Bretter als Unterlage ohne Zudecke. Die Verpflegung war miserabel: am ersten Tag morgens etwas Kaffee und abends zweihundert Gramm Brot, am zweiten Tag morgens eine Suppe und zweihundert Gramm Brot, abends eine Suppe, am dritten Tag dreimal Suppe und vierhundert Gramm Brot, am vierten und fünften Tag die gleichen Rationen wie am ersten und zweiten Tag.

Meinem Freund Alfred Röhling hatte ich mein restliches Geld geben lassen. Er kaufte mir dafür Brot und schob es mir abends, wenn alles dunkel war, in dünnen Scheiben durch die Tür. Dazu legte er noch zwei Zigaretten und zwei Streichhölzer und etwas Reibfläche. Der Wachoffizier des Lagers, ein Marineangehöriger, der auch in Deutschland gewesen war, zeigte sich verständnisvoll, brachte mir nach seiner Wachübernahme eine Zigarette und gutes Essen und ließ mich den ganzen Tag vor dem Bunker in der Sonne sitzen. Der Lagerführer, ein Österreicher, verschaffte mir

Arbeit und vertrieb mir so die Langeweile. Nach den fünf Tagen schickte man mich zurück ins Zeltlager. Ich musste mich aber mehrere Male noch beim N.K.W.D. Offizier melden und meinen Lebenslauf schreiben.

Anfang Juni versetzte man mich ins Nebenlager, wo die Hauptvernehmungen stattfanden. Ich bin aber nicht mehr vorgeladen worden. Dieses Lager bot eine bessere Unterkunft mit einem festen Dach über dem Kopf statt der Zelte, die, so musste man fürchten, bei Sturm und Gewitter in die Luft gingen.

Im Winter arbeitete ich in verschiedenen Fabrikkommandos; im Frühjahr setzte man uns wieder beim Straßenbau ein. Der Anschluss zu der von uns im vorigen Jahr gefertigten Straße sollte erstellt werden. In dem Teilstück befanden sich zwei Eisenbahnüberführungen, Hemmnisse für den Verkehr. Daher wurden die Straße wie die Überführungen verlegt, die Nebenstraßen gepflastert und geteert, die Straße selbst um fünfzig bis fünfundsiebzig Zentimeter angehoben und mit Bordsteinen besetzt. Unsere Aufgabe bestand im Ausheben eines Grabens für die Kanalisation in einer Tiefe von 3 m bis 3.50 m und einer Breite von 2.80 m oben und 1.20 m an der Sohle. Zwei Mann erhielten einen Abschnitt von fünf Metern zugeteilt. Die Erde war hart, musste mit der Kreuzhacke losgeschlagen werden und durfte nur an einer Seite abgelegt werden. Am ersten Tag arbeitete ich mit Alfred Röhling zusammen. Um 16.00 Uhr waren wir schon fertig. Am nächsten Tag stießen wir auf Sandboden. Das erleichterte die Arbeit, führte aber dazu, dass am übernächsten Tag alles einstürzte.

Das Ausräumen beschäftigte uns nicht mehr, denn unsere Brigade verlegte die schweren Betonrohre. Mit einem Dreibein sollten wir sie in den Graben herunterlassen. Das Dreibein war sehr schwer, so entschlossen wir uns die Rohre mit acht Mann an Tauen zu halten und herunterrollen zu lassen. Das ging schneller, und die Russen staunten. Nach einigen Tagen waren unsere Hände wund. Schließlich stießen wir die Rohre kopfüber in den Graben –Frechheit siegt. Eins ist dabei zerborsten, aber das machte nichts.

## **Begegnungen mit Russen**

Zivilisten fanden sich als Zuschauer ein und meinten, Stalin hätte gesagt, wir kämen bald nach Hause. Wir antworteten: „*Punnemeisch, Stalin Burack*“, (Verstehe, Stalin ist ein Hund) oder: „*Hak ruski Resina*“, (Genau wie russisch Gummi)“. So war es auch. Die Heimfahrt verzögerte sich. Wir ließen uns aber nichts anmerken, was die Russen ärgerte. Sie schüttelten den Kopf und verstanden unser Verhalten nicht.

Das schönste Erlebnis hatten wir morgens und abends. In dem Abschnitt unserer Arbeitsstelle wohnten zwei ausnehmend hübsche Mädchen. Eine war neunzehn Jahre alt, hellblond, trug einen Zopf, der bis zu den Oberschenkeln herunterhing und hatte eine ausgezeichnete Figur; die andere war dunkelblond, trug eine einfache, aber schöne Frisur und besaß ebenfalls eine ausgezeichnete Figur. Gingen sie an uns vorbei, grüßten sie freundlich: „*Guten Morgen*“, „*Guten Abend*“, und alle erwiderten den Gruß mit Kopfnicken. Ehe die Posten merkten, was geschah, waren die Grüße schon ausgetauscht. Die Mädchen ignorierten die Posten und gingen diesen Kaschuken weit aus dem Weg. (Hat Gregor hier mit Kaschuken Kaschuben gemeint, einen westslawischen Volksstamm mit Sitz in Pommern, oft eine verächtliche Bezeichnung für eine unzivilisierte Person? Anm. d. Verf.) Zivilisten durften die Baustelle nicht betreten, und als die Posten die Begegnungen zu verhindern suchten und sich an beiden Seiten der Straße aufstellten, marschierten die Mädchen

durch die Mitte. Die erste Russin lud schon mal Kriegsgefangene zum Kaffeetrinken ein, und wenn der Posten den Mann zurückholen wollte, versperrte sie ihm den Zutritt zu ihrem Zimmer und unterhielt sich mit ihm, so dass der Besucher durch das Fenster entweichen konnte. Die andere verschenkte kleine Päckchen.

In dem Abschnitt wohnte auch eine korpulente, dreißigjährige Jüdin, die keinen Tag verstreichen ließ, ohne uns Bargeld, Brot, Äpfel, Wurst und Zucker im Wert von zwanzig bis fünfundzwanzig Rubel zukommen zu lassen. Sie nahm unsere leeren, an einem Zaun hängenden Brotbeutel mit und brachte sie gefüllt zur selben Stelle zurück.

## Verhöre

Seit Mai 1949 glich unser Lager einem Taubenschlag. Leute kamen und gingen, und Vernehmungen folgten einander am laufenden Band, sogar nachts. Von den nächtlichen Verhören versprachen sich die Russen sehr viel: wahrheitsgetreue Aussagen, weil man mitten aus dem tiefen Schlaf gerissen wurde. Diese Absicht erkannten wir bald und ließen uns Zeit beim Anziehen; erst wusch man sich kalt, dann aß man eine Kleinigkeit und war schließlich hellwach. Mehrere Male mussten alle Lagerinsassen ihre Lebensläufe schreiben, die dann mit früher verfassten verglichen wurden. Ich hatte gleich eine Abschrift gemacht und konnte so wortgleiche Versionen vorlegen.

Die größten Schwierigkeiten bereitete mir ein SS-Zeichen in meinen Papieren, das ein Polizeiinspektor in Kallatsch ohne mein Wissen eingetragen hatte. Vierzehn Tage vor Kriegsende wurde unsere Division aufgelöst, und wir kamen zur 12. Luftwaffenfelddivision; ich zum 23. Jägerregiment. Das Wort „Jäger“ war der Stein des Anstoßes. Ein weiterer Verdacht erregender Punkt war eine Narbe am Oberarm.

SS-Soldaten wurde unter dem Oberarm die Blutgruppe eintätowiert, ein untrügliches Zeichen der Zugehörigkeit zur SS. Als Kind hatte mich eine Wespe am linken Oberarm gestochen und eine Entzündung verursacht; eine Narbe war geblieben, und im Januar 1949 hatte ein russischer Arzt sie in meiner Gesundheitskarte eingetragen. Sofort fiel das Wort SS. Ich musste damit rechnen, dass die Russen mich deswegen vernehmen würden. Es dauerte aber noch bis Juni, als es eines Abends hieß: „Lohmann zur Vernehmung“. Ich habe mich nicht mehr gewaschen, sondern bin so, wie ich von der Arbeit kam, zu diesem gemein dreckigen Offizier gegangen. Als ich das Zimmer betrat, hieß es sofort „Name“, und gleich hatte man meine Papiere zur Hand. Frage: „Weshalb haben Sie nicht gemeldet, dass Sie bei der SS waren?“ Antwort: „Ich war nicht bei der SS.“ So ging es zwanzig Minuten hin und her: „Sie sind bei der SS gewesen.“ „Ich bin nicht dabei gewesen.“ Ein anderer Offizier, ein Jude, hatte hinter der Tür gestanden und alles mitangehört. Er trat nun ein. Er sprach perfekt Deutsch. Außerdem war noch eine Dolmetscherin zugegen, die alles übersetzte. Der Vernehmungsoffizier war mit seinem Latein am Ende und wandte sich dem zweiten zu. Dieser sagte ihm: „Lassen Sie sich die Narbe zeigen.“ Darauf hatte ich gewartet. Ich zog die dünne Jacke aus und zeigte ihnen die Narbe oben auf dem Arm. Noch einmal hieß es: „Sie waren bei der SS“, aber mein klares, unzweifelhaftes „Nein“ überzeugte sie. Mit den Worten: „Erledigt, Sie können gehen“, entließ man mich. Ich rechnete mit einer nochmaligen Vernehmung, aber die fand nicht mehr statt. Ich musste noch einen Lebenslauf schreiben, schilderte darin den SS-Vorgang noch einmal ausführlich und blieb von weiteren Vorladungen verschont.

In unserem Lager führten wir mit einem anderen Lager einen Verschönerungswettbewerb durch. Kein Abend verging, an dem nicht dafür gearbeitet wurde. In der Mitte des Lagers legten wir eine Rasenfläche mit einem schönen Springbrunnen und einigen Bänken an. Vor jeder Baracke standen Bänke und Tische und grüßten Blumenbeete, jeden Eingang schmückten Blumenkästen. An den Wegen hatten wir Betonsockel für Blumenkästen aufgestellt. Die Prüfungskommission erkannte uns den ersten Preis zu.

## Heimkehr

Im Lager liefen Tag für Tag Parolen über die Heimfahrt um. Der erste Transport mit sechshundert Mann sollte schon im August fahren und der zweite im September 1949. Das hätte die vollständige Entlassung aller dort befindlichen Gefangenen bedeutet. Wir mussten uns aber noch etwas länger gedulden. Erst am 16. Oktober rollte der erste Zug Richtung Heimat, dem noch weitere folgten; mit einem fuhr auch mein Freund Alfred Röhling. Meinen Namen entdeckte ich an einem Samstagabend auf der Entlassungsliste für einen Transport, der am 23. Oktober ging. Mir fielen wie allen anderen aufgeführten Männern Steine vom Herzen. Am Sonntag durften wir noch einmal arbeiten. Am Montag wurden alle neu eingekleidet, und am Dienstag beförderten uns LKW zum Lager drei der Lagerabteilung. Hier stellte man einen großen Transport zusammen, der Zahlmeister händigte den Lohn für den vergangenen Arbeitsmonat aus. An drei Kantinen konnten wir uns bedienen – Geld durften wir nicht mitnehmen. Zu kaufen gab es feine Liköre, Wein, Bier, Wodka und andere Getränke und Schokolade, Kaffee, Anzüge, Damenwäsche und Rasierzeug. Nicht wenige sprachen dem Alkohol zu und büßten den ungewohnten Genuss mit Volltrunkenheit. Am Mittwoch bestiegen wir den Zug zur Fahrt in den Westen, zu den Lieben daheim. In Brest wurde die Bahn auf Schmalspur umgestellt, und wir wurden noch einmal durchsucht. Am Samstag um Mitternacht zählte uns das Begleitpersonal, was die Heimfahrt verzögerte. Uns begegnete eine Reihe von leeren Heimkehrtransporten. Langsam durchfuhr der Zug die polnische Landschaft und traf am Montagabend in Frankfurt/Oder ein. In der Horn Kaserne nahm uns die letzte russische Entlassungsstelle auf; am Dienstagnachmittag empfing uns die erste deutsche Verwaltungsbehörde in Gronenfelde. Mittwoch früh bestiegen wir Personenwagen und liefen am Donnerstagmorgen um sechs Uhr in Heiligenstadt ein. Nach Empfang von Marschverpflegung für einen Tag trug uns die Eisenbahn noch zwei Stationen, und die letzten zwanzig Minuten zur Zonengrenze marschierten wir. Wir wurden hier freundlich empfangen und erhielten, wie schon viele Heimkehrer uns geschrieben hatten, zwei belegte Scheiben Weißbrot mit Wurst und Käse und einen halben Liter Kakao. Große Omnibusse fuhren uns zum Lager Friedland. Das Mittagessen stand schon bereit. Anschließend hatten wir die verschiedensten Abteilungen zu durchlaufen: Suchdienst, Personalaufnahme, Untersuchung, Geldempfang, Röntgendurchleuchtung und andere mehr. Das nahm den ganzen Nachmittag in Anspruch. Abends erhielten wir die Entlassungsscheine in der Baracke. Noch einmal fassten wir Marschverpflegung. Nachts um zwei Uhr setzte sich mein Zug nach Köln in Bewegung, über fünfhundert Mann waren für den Transport vorgesehen, aber sechzig Mann hatten die Abfahrt verschlafen. Um sieben Uhr langte der Zug am Paderborner Bahnhof an, wo uns die Gemeinde Gesseke reichlich beschenkte: zwei große Tüten, eine bemalt mit Weihnachtsgrüßen, gefüllt mit Gebäck, belegten Brötchen und Süßigkeiten. Eine Musikkapelle spielte: „*Wenn ich komm, wenn ich wieder, wieder komm*“. Der Zug hatte eine halbe Stunde Aufenthalt, alle mussten aussteigen, im Abteil durfte keiner bleiben. Die Heilsarmee

bot tassenweise Schnaps an, Rote Kreuz Schwestern Kakao und Kaffee. Und mancher erhielt vor lauter Freude von jungen Mädchen einen Kuss. Der Bahnsteig war schwarz von Menschen, und als es weiter ging, wünschten uns alle alles Gute für das weitere Leben. Um 9.30 Uhr traf dann unser Transport in Hamm ein. Ich hatte gerade eine Fahrkarte nach Münster gelöst und stand vor dem Fahrplan Richtung Münster, als ich hinter mir meinen Namen hörte. Als ich mich umdrehte, standen Vater und Bernhard Vienenkötter vor mir. Das Wiedersehen überwältigte mich; unbeschreiblich die Gefühle. Am 4. November 1949 um 13.00 Uhr bin ich fahrplanmäßig zu Hause angekommen. Hier war alles geschmückt und alle Verwandten und Bekannten freuten sich mit meinen Angehörigen über das glückliche Wiedersehen. Der Strom von Glückwünschen und Blumen wollte kein Ende nehmen. Selbst die Gefolgschaft hatte ganz groß geschmückt und sogar eine große Fahne oben auf der Fabrik aufgestellt, die von Alverskirchen aus zu sehen war. Solch ein Leben war man nicht mehr gewohnt, und die ersten acht Tage habe ich mich doch manchmal vergewissern müssen, ob nicht ein Russe hinter mir stand oder mir folgte. Denn hingehen können, wohin man wollte, eine Freiheit, die man seit Jahren nicht mehr kannte, sie zu erleben war eine Freude, die man nicht beschreiben und auch mit Worten nicht erzählen kann. Lieber der Tod, als Jahre hindurch solchen Qualen ausgesetzt sein.

Hinterher habe ich mich gefragt, ob es richtig oder falsch war, durch Entwenden von Gegenständen, durch Verkauf und Tausch und Betteln mich in der Gefangenschaft durchzuschlagen. Falsch konnte es sein, weil ich ohne diese Mittel abgemagert und krank geworden wäre und eher nach Hause entlassen worden wäre; richtig, weil ich so meine Gesundheit erhalten konnte, und Gesundheit ist doch wohl das Beste und Wertvollste, das ein Mensch besitzt.